

Sprachliche Missverständnisse [2. Fortsetzung]

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **16 (1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gewesen un' si sein doch nit hunger gestorben un' di dasige sein nit anderst beschafen geworden als um mir zu dinen un' ich bin beschafen geworden das ich hakodosch boruch hu (Gott) sol dinen nun lern ich ma doch di dasigen di seinen worden beschafen das si mir soln dinen . . .“

Das geht noch eine ganze Weile so weiter, aber es sei genug. Denn es reicht aus, um zu zeigen, daß auch derartige Schriftbilder mit dem Auge erfaßt und mit dem Verstand aufgegliedert werden können. Aber kehren wir nun auch zum Ausgangspunkt zurück. Nach dem Dargelegten und vor allem nach den beiden Textproben wird niemand bestreiten, daß es sich beim Jiddischen um etwas Deutsches handelt. Und es dürfte auch bewiesen sein, daß derartige Deutsches nur in Kleinschreibung auf dem Papier festgehalten wurde. Damit aber ergeben sich für jeden Einsichtigen einige Folgerungen, vielleicht auch Aufschlüsse. Etwa im Sinne von „Man sagt ‚Bibel‘ und man meint ‚Kattun‘“. Also etwa: Man sagt ‚deutsche Eigenart‘ und man meint . . . Man sagt ‚geschichtlich Gewordenes‘ und man meint . . . Ja, was meint man wohl?

Sprachliche Mißverständnisse

Von Dr. Hans Sommer

(2. Fortsetzung)

Einen sehr verschlungenen Weg, der auch in volkskundlicher Hinsicht von Interesse ist, hat das *Tausendgüldenkraut* hinter sich. Die Alten nannten es Centaurea, zu Ehren des heilkundigen Centauren Chiron, den schon die Ilias rühmt. Eine spätere Zeit, die nichts mehr von den Centauren wußte, zerlegte das Wort in centum = hundert und aurum = Gold. Damit war ein Hundertguldenkraut geschaffen. Aber da hundert als Übertreibungszahl nicht sehr beliebt ist — man sendet tausend Grüße, sagt Vergelt's Gott tausendmal, spricht von einem Tausendsassa und vom Tausendfüßler — machte die weiterschaffende Umdeutungskraft des Volkes aus einem Hundert- ein Tausendgüldenkraut. Die so zustandegekommene Lehnübersetzung tritt zuerst in einem Herbar von 1485 auf.

Außer den romanischen haben zahlreiche andere fremde Sprachen das Werden der deutschen mitbestimmt. Glücklicherweise ent-

wickelte diese in alter Zeit eine viel wirksamere Kraft der Eindeutschung als heutzutage. Hören wir, was sie aus seltsamen Wörtern der *verschiedensten Herkunft* gemacht hat:

Da verirrte sich zum Beispiel ein türkisches akmerdzan ins deutsche Sprachgebiet. Das Wort war im Orient die Bezeichnung für eine weiße Koralle: ak = weiß, merdzan = Koralle; — die deutsche Volksetymologie machte *Meerschaum* daraus, das heißt, sie köpfte den fremden Ausdruck um das unverständliche ak und bog merdzan auf Grund der Klangähnlichkeit zu Meerschaum um. Mithelfen mochte dabei die Tatsache, daß der so benannte Stoff, Tonerde zur Herstellung von Pfeifenköpfen, aus fernen Landen stammte und übers Meer gebracht werden mußte. Auch Meer-schweinchen, Meerkatze, Meertrübeli und Meerrettich sind ja aus diesem Grunde zu ihren Namen gekommen. Ich entnehme die Wortgeschichte von Meerschaum Oskar Weises „Ästhetik der deutschen Sprache“. Kluge in seinem „Etymologischen Wörterbuch“ weiß nichts von einem türkischen Wort, sondern führt zur Erklärung lediglich an, daß „der Meerschaum, in Wasser gerührt, wie Seife schäumt“. Ich maße mir kein Urteil an, welcher der beiden Gelehrten hier recht hat, ob der „kluge“ oder der „weise“.

Türkischen Ursprungs in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht ist jedenfalls die Ottomane. Nach Osman I., dem Begründer des ehemaligen türkischen Herrscherhauses (1259 bis 1326), hießen die Türken Osmanen, arabisch Utman. In Europa lag die Anlehnung an otto (acht) näher, daher Ottomane statt Utmane.

Der freundlichen Zuschrift eines Kenners der orientalischen Sprachen (Zahnarzt G. Zollinger in Herzogenbuchsee) entnehme ich endlich, daß sogar das scheinbar von Grund auf deutsche Wort *Baumwolle* auf volkstümlicher Umdeutung beruht. Die Baumwolle — die ja tatsächlich nicht auf Bäumen gedeiht — heißt in verschiedenen orientalischen Sprachen pam-uk, pam-ba und ähnlich. Diese Pam-wolle nun wurde zur Baumwolle.

Im Osten Deutschlands machten sich je und je *slawische Einflüsse* geltend. Auch hier gibt es einige hübsche Fälle von volksmäßiger Eindeutschung. Preußens Kernland *Brandenburg* hieß ursprünglich Brandenbor (bor, Wald). *Rebhühner* gab es in Deutschland lange bevor dieser Vogel in Rebbergen nisten konnte. Der Anklang an Rebe beruht auf nachträglicher Angleichung an ein slawisches rjabka, das „bunter Vogel“ bedeutet; russisch rjab = bunt. Aus dem Polnischen stammt das Eigenschaftswort *pomadig*, das eine Verwandtschaft mit dem französischen Hauptwort

Pomade vortäuscht; es entwickelte sich aus pomalu, langsam; in Wirklichkeit ist ein Pomadiger ein bequemer, langsamer Kerl. Schließlich gehört noch *Schmetterling* zum slawischen Sprachkreis. Daß der Ausdruck nicht urdeutsch sein kann, verrät schon ein Vergleich des zarten, feinflügeligen Falters mit dem harten Wortsinn von schmettern. Zugrunde liegt das tschechische smetana, Milchrahm, Nidle; der Schmetterling heißt denn auch etwa Molkendieb, Milchstehler, Buttersvogel, Butterfliege. Der letzte Ausdruck stimmt genau mit dem englischen butterfly überein.

Ist die Angleichung an schmettern im vorstehenden Beispiel wenig glücklich, so zeugt das folgende von einer um so sinnvolleren, ja einer geradezu glänzenden Art der volksmäßigen Umbildung. Mit der Sache kam aus Mittelamerika schon zur Zeit Christoph Kolumbus' das schwebende Schlaf- und Tragnetz der Kariben nach Europa, die hamáca. Niederdeutsche Seeleute bildeten das fremde Wort um zu hangmat; von da war der Schritt zur *Hängematte* nicht mehr groß.

Als Abschluß der Gruppe „Ausländisches“ noch ein paar Hinweise auf die Beziehungen des Jiddischen zur deutschen Volksetymologie. Jiddisch ist das hebräisch gefärbte Deutsch, wie es, in verschiedenen Färbungen und Schattierungen, gewisse Juden unter sich sprechen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mancher jiddische Ausdruck, halb oder kaum verstanden, den Weg in das deutsche Wortgut fand, hier zurechtgestutzt und umgebildet wurde, bis er ein heimatliches Aussehen angenommen hatte.

Die Ansichten über das Ausmaß der jiddischen „Invasion“ sind indessen verschieden, gewiß vor allem je nach den Kenntnissen des Vulgär-Hebräischen der betreffenden Forscher. Am weitesten geht meines Erachtens der bereits erwähnte Ludwig Göhring, von dem ich einige einleuchtende Erklärungen übernehme. Mancher Ausdruck mag vom Jiddischen über das Rotwelsch (die Gaunersprache) in die deutsche Umgangssprache hereingeraten sein.*

Ganz natürlich erklären sich mit Hilfe des Jiddischen eine Reihe sonst undurchsichtiger und unverständlicher Redensarten. Warum nimmt *kein Blatt vor den Mund*, wer ungeschminkt die Wahrheit sagt? Nicht wahr, das Blatt will sich hier keiner vernünftigen Vorstellung einfügen. Gemeint ist wohl logischerweise nicht ein Blatt, sondern die Hand, jiddisch Jatt geheißen. „Er nimmt sich

* Vgl. vor allem: Wolf S., Wörterbuch des Rotwelschen. D. S.

kei Jatt vors Maul“, — so ungefähr wird die Redensart unter Juden gelautes haben. Der Übergang von Jatt zu Blatt ist einleuchtend. Das Rätsel der vielbesprochenen Wendung wissen, *wo Barthel den Most holt*, löst sich, wenn man die beiden Dingwörter durch die ursprünglich jiddischen ersetzt. Barthel ist irrtümlich umgebogen aus Barsel, Brecheisen, Most aber hieß Mus oder Moos und bedeutet Geld. Die Redensart erhält dann den Sinn: Der Dieb weiß, wo mit Hilfe des Brecheisens Geld zu holen ist. (So wird sie übrigens auch von den bekannten Wörterbüchern — Kluge u. a. — erklärt.)

Im Jiddischen heißt Flucht oder flüchtig, weggehend, „pledah“, auch blöda, bleta, blete gesprochen. Es liegt nahe, von hier aus den Zugang zu der Formel *Pleite machen* zu suchen. Das jiddische Wort erklärt anderseits auf natürliche Art den mißverständlichen Ausdruck, *Geld sei flöten gegangen*. Es ist nicht anzunehmen, wie das Grimmsche Wörterbuch meint, flöten gehen sei gebildet nach der Vorstellung „wie ein Flötenton verhauchen.“

Wir hören gelegentlich auch die in Deutschland gebräuchliche Redensart: *Jetzt ist Polen offen*; bei uns in der Schweiz etwa in der Verbindung „... und Murten über“. Ihr Sinn ist ungefähr: Nun ist eine entscheidende Wendung eingetreten. „Murten über“ mag an die spannungsreichen Tage der Belagerung von Murten zur Zeit der Burgunderkriege erinnern, wo man mit Grund fürchtete, die kleine Stadt werde sich übergeben müssen. Aber „Polen offen“? Mit der „polnischen Wirtschaft“ und dergleichen ist kein rechter Zusammenhang herzustellen. Dagegen beruht wohl auch dieser Ausdruck auf einem Hörfehler und sprachlichen Mißverständnis. Nicht Polen ist offen, wenn man den jiddischen Wortschatz heranzieht, sondern die Welt, die weite Welt steht offen: ulem, die Welt.

„Hals- und Beinbruch!“ pflegt man Sportleuten beim Abschied zuzurufen. Ein sonderbarer Glückwunsch. Er wird erst verständlich, wenn man ihn an die jiddische Wurzel anschließt: Juden wünschen sich Glück mit den Worten: Massel und Bruche, nämlich: Glück und Segen. Das Gegenteil des Wortes Massel ist als Schlamassel, eigentlich Unglück, in die Schriftsprache eingegangen. Nach dem Zeugnis eines Baslers braucht man in der RheinStadt auch noch den Ausdruck „Massel“ für Glück. Der Vorgang der eigentümlichen Eindeutschung erklärt sich etwa so, daß der Nichtjude wohl den guten Sinn von „Massel und Bruche“ erfaßte, jedoch die Wortbedeutung im einzelnen nicht begriff. In

einer Art ironisierender Umkehrung lehnte er die gehörten Wörter an „Hals“ und „Bruch“ an und bildete in Erinnerung etwa an „Brich nicht Hals und Bein“ den durch „Bein“ ergänzten seltsamen Glückwunsch.

Mit einigen *niederdeutschen* und *niederländischen* Ausdrücken, die in mißverständlich umgebogener Form in der deutschen Schriftsprache Eingang gefunden haben, leiten wir über zum *deutschstämmigen Wortgut* in der deutschen Volksetymologie.

Zunächst die *Ohrfeige*. Der Ausdruck kann mit Feige unmöglich in Zusammenhang stehen, ebenso wenig ist einzusehen, warum der Zwillingausdruck *Backpfeife* heißt. Die beiden Wörter sind einprägsame Zeugnisse für die unbekümmerte und willkürlich schaffende Eindeutschungskraft der Sprache.

Die Ohrfeige ist ein Schlag aufs Ohr, die Backpfeife ein Schlag auf die Backe. Nun sagt der Norddeutsche *veeg* für Schlag; in Mittel- und Oberdeutschland, wo man den Sinn der Nachsilbe *veeg* nicht mehr verstand, machte man aus einem *Ohrveeg* die *Ohrfeige*, aus dem *Backveeg* die *Backpfeife*. Der oder die namenlosen Schöpfer der *Backpfeife* mögen gefunden haben, eine richtige *Backpfeife* sause, pfeife nur so herunter; tatsächlich liegt ja einem dritten Synonym eine ähnliche Vorstellung zugrunde: die *Maulschelle* ist ein Schlag aufs Maul, bei dem es schallt. — Es bleibt beizufügen, daß das *hd.* Zeitwort *fegen* mit dem niederdeutschen-holländischen *veegen* (*veeg* = Streifen, „Strahm“) verwandt ist. Im Sinne von schlagen lebt es fort im Geschlechtsnamen *Feigenwinter*; er gehört zu den sogenannten Satznamen wie *Haudenschild*, *Schlaginhaufen*, und will sagen: feig, das heißt schlag, vertreib den Winter!

Was ein *Grillenfänger* ist, weiß jedermann. Aber fängt ein mürrischer, seinen Launen unterworfenener Mann wirklich Grillen? — Im Niederländischen bedeutet „Gril“ Laune. Statt „er hat Grillen im Kopf“ müßte es also lauten: er hat Launen, ist launenhaft.

Der Ausdruck für den Auslad eines Frachtdampfers heißt bekanntlich *löschen*. Mit dem Löschen des Feuers hat jenes Löschen bestimmt nichts zu tun. Es ist vielmehr entlehnt aus dem niederdeutschen und niederländischen *lossen*, das seinerseits vom Eigenschaftswort *los*, ledig abgeleitet ist. Unter dem Einfluß des bekannten Zeitwortes *auslöschen* verwandelte sich *lossen*, das hochdeutsch eigentlich *lösen* heißen müßte, im übrigen deutschen Sprachgebiet in *löschen*. Hiezu gleich noch ein anderes Seemanns-

wort: *Die Anker lichten* will nicht etwa sagen, sie ans Licht heraufziehen. Lichten heißt hier heben; das Wort ist verwandt mit dem englischen lift. Lichten bedeutet genau genommen leicht machen (es ist ein Bewirkungswort wie schwärzen = schwarz machen, senken = sinken machen); unser leicht heißt holländisch licht; aufheben = oplichten.

Unverfroren scheint Ableitung von frieren zu sein. Richtig ist Anlehnung an das niederdeutsche verferen, erschrecken; damit wird die inhaltliche Übereinstimmung von unerschrocken mit unverfroren deutlich. — Niederdeutsches Sprachgut lebt schließlich verbildet weiter in der Redensart *Sein Schäfchen am Trockenen haben*. Gemeint ist kein Schäfchen, wohl aber ein schepken, womit die Meeranwohner ein Schiffchen bezeichnen. Zur Zeit der Winterstürme sein Schiffchen am Trockenen zu haben, mochte wohl ein Grund sein zur Beruhigung, und es muß von dem sprichwörtlichen norddeutschen Ausdruck eine starke Symbolkraft ausgestrahlt sein. Nur eben, die deutsche Landratte umkleidete den Sinn der übertragenen Redensart mit einem falschgewählten Bild.

An Hand der bisherigen Beispiele ist bereits klar geworden, daß nicht nur fremdes Wortgut der Gefahr der Umdeutung ausgesetzt ist. Es gibt in der deutschen Sprache eine Menge Wörter, deren Herkunft, Entstehungsgeschichte und ursprüngliche Bedeutung dem Volksbewußtsein längst entschwunden sind und die aus diesem Grunde schon vor Jahrhunderten zur Umdeutung reizen mußten. Der einfache Mann aus dem Volke möchte sich eben unter seinen Wörtern etwas vorstellen, das heißt „vor die Augen stellen“. Er bearbeitet daher, bildlich gesprochen, eine unansehnlich gewordene Wortform so lange, bis sie eine ihm vertraute Gestalt angenommen und nicht selten auch einen neuen Inhalt bekommen hat. Daß das so entstandene Geschöpf in sprachgeschichtlicher Beleuchtung oft als ein richtiges Zerrbild erscheint, läßt ihn kühl.

Der *Vormund*, das *Mündel*, *mündig*, *Morgenstund hat Gold im Mund* — alle diese Ausdrücke gehören nicht zu Mund, sondern enthalten den verschollenen altdeutschen Begriff munt = Schutz oder Hand. Der Vormund hält die schützende Hand über das vaterlose Kind, sein Mündel; die Morgenstunde hat ihr Gold nicht im Mund, sondern, wesentlich sinnvoller, in der Hand.

(Fortsetzung folgt)